

Rudolf Otto Wiemer

Die Nacht der Tiere

Legenden zur Weihnacht



Rudolf Otto Wiemer

Die Nacht
der Tiere

Legenden zur Weihnacht



Butzon & Bercker

Rudolf Otto Wiemer (1905–1998) war ein deutscher Schriftsteller, Dichter und Hörspielautor, der vor allem durch seine Romane, Erzählungen, Gedichte und Kinderbücher bekannt wurde. Er arbeitete als Bibliothekar, Musik- und Theaterkritiker, Puppenspieler und war viele Jahre lang als Lehrer tätig, bevor er sich ganz der Schriftstellerei widmete. Viele seiner Arbeiten sind christlich inspiriert und zeichnen sich durch ein zeitgeschichtliches und gesellschaftskritisches Engagement aus. Neben seinen Weihnachtslegenden zählen die Romane „Mahnke – Die Geschichte eines Lückenbüßers“ (1979) und „Brenn, Feuerchen, brenn doch“ (1992) zu seinen berühmtesten Werken.



Inhalt



Vom Hund, der den Weg fand	7
Von der Maus, die das Tor öffnete	23
Vom hochmütigen Ochsen	35
Von der klugen Eule, die beinahe verschlief	47
Von Schiefnase und vom jähzornigen Hirten	57
Vom Fisch unter dem Eis	71
Vom Wolf, der die Krippe sehen wollte	83
Vom Raben, der auf des Herodes Dach saß	97
Vom Esel, der nicht glauben wollte	111
Von der Taube, die aus Ägyptenland kam	129



Vom Hund,
der den Weg fand





In Bethlehem, nicht weit vom Wirtshaus „Zum fünfzackigen Stern“, wohnte ein Kaufmann, der sich jede Nacht über seinen Hund Akko ärgern musste, denn Akko saß im Hof, er saß gekrümmt auf den Hinterpfoten, reckte den Hals schräg gegen den Himmel und kläffte.

Nun ist es von jeher das Amt der Wachhunde gewesen, Lärm zu schlagen, mit heller oder tiefer oder heiserer Stimme, je nachdem, wie sie aus ihren rauen, angestregten Kehlen kommt, aber das Bellen muss einen Grund haben, vielleicht das Rascheln einer Maus im Kälberstroh oder den Schritt eines kaiserlichen Soldaten, der auf Torwache zieht, oder das Knirschen eines Pferdeschlittens im Schnee. Akko bellte jedoch ohne Grund, wie der Kaufmann meinte; Akko war überhaupt ein struppiger, nichtsnutziger Köter, den man aus Gutmütigkeit im Haus aufgenommen hatte und der nun undankbar, wie Landstreichervolk ist, vielleicht auch nur lärmselig, sich herausnahm, seinen Wohltäter Nacht für Nacht im Schlaf zu stören.





Der Kaufmann lag dann wach in seinem Bett. Er sah das bleiche Mondlicht im Fenster stehen und rechnete in diesem Licht wie auf Papier die Zahl der Stückgüter, der Säcke, Kisten und Ballen nach, die er im Bazar gelagert hatte oder die er mit der nächsten Karawane aus Damaskus erwartete. Dabei kam es vor, dass die ins Mondlicht geschriebenen Ziffern den Kaufmann plötzlich angrinsten wie Teufelsgesichter. Mitunter glaubte er auch, eine gelbe, knöcherne Hand zu erkennen, die das Konto im Geschäftsbuch durchstrich, die stolzen Gewinne ebenso wie die Verluste, besonders die Wucherzinsen. Am schlimmsten aber plagte ihn, solange er wach lag, das hechelnde Geschrei und Gezeter, das die betrogenen Kunden vor seinen Ohren vollführten, die Käufer, denen er die Ware gepfändet, die säumigen Zahler, die er in den Turm hatte werfen lassen. An alledem war Akkos Gebell schuld, was denn sonst?

Der Kaufmann wischte den Schweiß von der Stirn und starrte aus dem Fenster.



Der Schnee glänzte.
Die Zaunstecken hatten dicke
weiße Wollmützen auf;
der Brunnentrog war von Eis überzogen.

So kalt war es, dass selbst der Wasserstrahl gefror und als langer, blanker Zapfen an der Brunnenröhre hing. Dabei war diese Nacht so still, dass man das Ächzen der Bäume im Frostwind hätte hören müssen; doch der Kaufmann hörte nur Akkos Gebell. Er fluchte, er ließ die blecherne Schelle durchs Haus scheppern und schrie den Knecht herbei. „Schaff mir den Kläffer vom Hals!“, schrie er.

„Mitten in der Nacht?“, fragte der Knecht.

„Ja, noch diese Nacht“, beharrte der Kaufmann, denn er wusste nicht, welche Nacht es war und weshalb die Stille wie ein Mantel aus gesponnenem Glas über der Flur von Bethlehem hing. Matthis, der Knecht, merkte, wie die zornigen Worte des Kaufmanns gemeint waren, und obschon Akko ihm leidtat, steckte er





ein scharfes Messer in den Gürtel, schlug einen Pelz um und löste den Hund von der Kette.

„Wohin gehen wir?“, fragte Akko.

„In den Wald“, sagte Matthis. Und weil der Hund ihn argwöhnisch musterte, fügte er hinzu: „Wir wollen etwas suchen im Wald.“

Akko sah nicht allzu gescheit aus, wie er da vor der Hütte im Schnee saß, mit schwarzer Stupsnase, die Schnauze halb geöffnet. Nicht weniger hässlich waren seine schief geschnittenen Ohren, der verstümmelte Schwanz und die stumpfen, halb unter Zotteln versteckten, eng sitzenden Augen, von denen das linke eiterrte und triefte.

„Das muss etwas Wichtiges sein“, sagte Akko, „was der Herr im Wald verloren hat. Warum nimmt er nicht Geld und kauft sich's neu?“

„Dummer Hund“, brummte der Knecht. „Meinst du, man könnte alles mit Geld kaufen?“

Akko schwieg. Dann fragte er: „He, Matthis, der Wald ist groß. Wie wollen wir das Verlorene finden?“





Ärgerlich erwiderte der Knecht: „Hunde haben scharfe Nasen, auch wenn sie sonst zu nichts nütze sind.“

Akko nahm sich vor, den Knecht nicht zu enttuschen. Sie gingen zuerst durch die Straßen von Bethlehem, die still und menschenleer waren. Dann überquerten sie ein von Schnee geflecktes Ackerland und kamen in den Wald, der den Acker auf zwei Seiten mit dunklen Fichtenstämmen begrenzte. Dort blieb der Knecht stehen, zog das Messer aus dem Gürtel und zerrte Akko am Halsband näher.

„Was willst du tun?“, fragte der Hund.

„Ich will dem Herrn die Ruhe wiedergeben, die er verloren hat“, antwortete Matthis. Sein Gesicht war jetzt grausam und verschlagen, die Augen blinkerten wie Eis.

„Sieh mal dort“, sagte Matthis, indem er das Kinn gegen den Himmel reckte,
„dort, der blitzhelle Stern!“





Dabei wusste er genau, dass der Himmel schwarz von Wolken und sternenleer war wie ein nasser Sack. Matthis wollte nur, dass der Hund den Kopf hob, damit er ihm leichter die Kehle durchschneiden konnte; deshalb faselte er vom Stern.

Akko warf auch gleich die Schnauze hoch und fragte begierig: „He, wo?“

Da stieß der Knecht mit dem Messer zu. Er stieß mit aller Kraft, denn er wollte dem Tier einen schnellen Tod verschaffen. Aber hol's der Bock, die Schneide des Messers fuhr nicht tief genug in Akkos Hals; sie ritzte das Fell nur, und das Blut sprang herab in winzigen, rasch gerinnenden Tropfen.

Der Hund riss sich los. Sein Geheul schrillte durch die Nacht. Von Angst gejagt, stob er in die Öde davon. Matthis stierte hinter dem Schreier her. Dann steckte er das Messer ein und trottete gleichmütig nach Hause. Niemand weiß, ob er etwas anderes gedacht hat als „Verdammt noch eins“ oder „Hunde wollen auch leben“.





Akko dagegen hetzte durch den nackten, froststarrten Wald. Er überquerte einen Sturzacker, dann flaches Weideland; er sprang über gefrorene Wassergräben, fegte durch Dornengestrüpp und brach klirrend in die gläsernen Wände der Blätter, bis er zuletzt mit hängenden Lefzen auf einem Weg, den er nicht kannte, voranschlich, die Nase tief über dem Schnee. Vor einem grauen Steinwall blieb Akko hechelnd stehen und blickte um sich. Er sah keinen Knecht mehr, auch nicht die Mordlust in seinen Augen. Dafür gewährte er etwas anderes, das ihn zugleich tröstete und erschreckte.

Der Wolkensack war wie mit einem Messer aufgeschlitzt.

Dort sah Akko ein Stück Himmel,
es war blau, stählern blau,
und mitten in der Bläue stand ein
großer gelb flackernder Stern.

